

Zeitschrift: Jahrbuch / Zürcher Unterländer Museumsverein
Herausgeber: Zürcher Unterländer Museumsverein
Band: 22 (1981-1982)

Artikel: D Stöör
Autor: Huber, Fritz
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1095761>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 28.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

D Stöör

Als «Stöör» bezeichnet man die Arbeit eines Handwerkers im Kundenhaus, manchmal aber auch die Arbeit landwirtschaftlicher Hilfskräfte. Der Brauch des «uf d Stöör gaa» ist heute meist veraltet und wird beinahe nur noch von Angehörigen weiblicher Berufe ausgeübt. Der Zürcher Hans Jakob Fürst beklagt das Verschwinden dieses Brauches; er schreibt: «Jetz gseed mer läider de Schnyder nüme uf der Stöör; äer, mit dem Ellstücke under em Arm i tiefe Gidanke, de Gsell, dä Göigel, mit der Hutten am Puggel, und de Leerbueb, dä Schnüderlig, mit Schööer und Bügelyse.»

Die Arbeitszeit auf der Stör war lang und der Lohn gering. Im Wehntal ging in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts die «Nööri» schon morgens vier Uhr, im Winter um fünf Uhr, auf die Stör und blieb bis abends zehn bis elf Uhr. Der Taglohn betrug 4½ Schilling. Dessenungeachtet gingen die Handwerksleute, besonders die Gesellen und Lehrlinge, gern auf die Stör. Jeremias Gotthelf schreibt: Die Handwerksleute «haben sich gefreut auf die Stör, denn das Essen war da sonst gut und ein Schnäpschen zwischenein fehlte nicht.» Vor bald 70 Jahren kamen in meinem Elternhause noch «Nööri», Schneiderin, Schneider, Schuhmacher, Sattler und Zimmermann auf die Stör. Alle diese Handwerksleute arbeiteten im sogenannten «chlyne Taagloo», das heisst, sie erhielten neben dem Taglohn die volle Verpflegung. Wenn sie von weiter entfernten Ortschaften kamen, schliefen sie auch im Kundenhaus.

Für mich war jeweils der Schuhmacher die interessanteste Persönlichkeit. Wenn er seine niedere Werkbank bei der Fensterwand aufstellte, Werkzeug, Nägel und Stifte darauf ordnete, den schweren Klopstein unter die Bank legte und die Gelte für das Einweichen des Sohlleders füllte, musste ich meine Nase zuvorderst haben. Bald war unsere Stube von dem würzigen Geruch von Leder und Pech erfüllt. Der kürzlich verstorbene Mundart-schriftsteller Rudolf Kägi schildert im «Flarzbueb» die Herrlichkeiten einer solchen Werkbank für ein Bubenherz: «Was häd s da nüd für Gschier gha

zum Päschele und Zimbere und Chlüttere! Gnieper, wo ghau e händ wie löödigs Gift, Bysszange, Alse chrumb und graad, Pächdroht, ase schwarz und chläberig, nüd zum Verschränze, Schuenegel und Stift, Läderschnäfel und Riemli.» Nur an den Werktagsschuhen war alles von Hand genäht, für die Sonntagsschuhe hingegen wurden die Schäfte von einer Fabrik bezogen. Bis das Schuhwerk der ganzen Familie ergänzt und in Stand gesetzt war, dauerte es mehrere Tage. Der Schuhmacher war ein «Temperenzler», wie man damals die Abstinente nannte, und diese Besonderheit zeichnete ihn für uns vor den andern Handwerkern aus. Er liebte es, sich mit Vater und Mutter in tief sinnige Gespräche einzulassen.

Ganz anderer Art war der Schneider. Er musste am Morgen ein oder zwei Schnäpschen zu sich nehmen, damit die «fuulen Ööderli» geweckt wurden. An Neuem verfertigte er nur die zwilchenen Hosen und Holzerhandschuhe, hie und da auch «en elbene Schoope», sonst überliess man ihm nur Flickarbeit. Die «Sundigschläidige» aus «Guettuech» liess man bei einem Schneider anmessen, der nicht mehr auf die Stör kam. Nach R. Ischer war das eben «vil nööbler».

Der Sattler kam aus einem Nachbardorf. Er war ein unfreundlicher, barscher Mann, der die Kinder nicht gut leiden mochte. Sein Arbeitsplatz war in der Remise. Er stellte das Riemenzeug für Pferde- und Ochsenzug in Stand; auch arbeitete er die Matratzen auf, soweit sie nicht noch mit Laub gefüllt waren. Während der Heu- und Getreideernte habe ich ihm später manches Leitseil zum Flicker gebracht.

Der Zimmermann kam ebenfalls aus einem Nachbardorf. Im Laufe eines Jahres hatte sich für ihn viel Arbeit angehäuft. In der «Obertili» musste vielleicht ein morscher Laden, auf der «Prügi» ein «Trëem», im Scheunendach eine «Rafe» ersetzt und im Stall Krippe oder Barren ausgebessert werden. Unter dem Vordach des Schopfes lagen Rundholz und Bretter. Der Zimmermann konnte auslesen, was er für die jeweilige Arbeit benötigte. Noch wurde alles von Hand bearbeitet, «s gschnuert» Rundholz mit der Breitaxt.

Wenn die Weissnäherin, «d Nööri», auf die Stör kam, holte die Mutter aus

dem «Traag» in der «Hinenusechamer» die Ballen hanfener und flächsener «Ryste» herunter. Die Leinwand wurde nach reiflicher Beratung, je nach ihrer Feinheit, zu Leib- und Bettwäsche, zu Schürzen und «Jüpe» verarbeitet. Die Schneiderin kam mit einem Lehnmädchen auf die Stör. Schon dazumal trugen die Frauen sonntags städtische Kleidung, werktags aber trugen sie die einfache Wehntalertracht, für den Kirchgang und festliche Anlässe die reichere Sonntagstracht. Die Stören der Schneiderin versetzten die Frauen immer in eine gewisse Erregung, galt es doch, allerwichtigste Entscheidungen zu fällen. Der Zürcher Oberländer H. Messikommer schreibt dazu: «Wän d Wyber wäsched und bached und d Schnyderi uf der Stöör händ, sel si de Maa truke und us em Wääg gaa.»